

germanistische Lehrstühle, deren einer dem Linguisten, der andere aber dem Literaturhistoriker zu überlassen sei; daneben wäre ein drittes Ordinariat für die sog. Realien (Altertumskunde, Mythologie, Volkskunde) zu wünschen, entsprechend der Dreiteilung aller philologischen Wissenschaft. Wer möchte das eine unbillige Forderung nennen? Ich für mein Teil mag mich gar nicht damit bescheiden und füge noch das *pium desiderium* hinzu, dass auch der Vertreter der vergleichenden Sprachforschung bald einen literarhistorischen Kollegen fände, der jene oben gekennzeichnete allgemeine Literaturgeschichte oder Literaturwissenschaft pflegt und so ein Geschlecht von weitblickenden Dichtungsforschern heranbildet, deren Wissen, Geschmack und Leistung nicht mehr an die Schöpfungen eines einzelnen Sprachstamms oder Volkes gebunden ist.

Prag.

Jos. Körner.

Leo Brun, Die Mundart von Obersaxen im Kanton Graubünden. Lautlehre und Flexion. [Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik, hrsg. von Alb. Bachmann, XI]. Frauenfeld, Huber. 242 S. 8°.

Dass ein neues Heft von Bachmanns Beiträgen sich den Vorgängern würdig anschliesst, braucht nicht ausführlich dargelegt zu werden. Es kommt hier darauf an, Bemerkenswertes herauszuheben. Die Mundart von Obersaxen ist eine Walsermundart, die die nächsten Beziehungen zu der Sprache des Oberwallis besitzt. Obersaxen ist eine ins Rätoromanische eingesprenzte Sprachinsel. Dem entspricht die Fülle von ladinischen Lehnwörtern (S. 187—196). Sonst erscheint der Einfluss der romanischen Umgebung ganz unerheblich; ich erwähne die Bildung des Passivs mit *cho*. Bei dem Sprechtempo wird die Abweichung von den Nachbarn ausdrücklich hervorgehoben: „Das Sprechtempo ist äusserst langsam, ja geradezu schleppend, im Gegensatz zum Rätoromanischen. Die Frauen sprechen im allgemeinen etwas schneller als die Männer“ (16). Gerne wüsste man, wie das Verhältnis zur Umgebung sich bei dem musikalischen Akzent gestaltet, bei dem die Tonintervalle sehr erheblich sind (28). Mit dem langsamen Zeitmass hängt es zusammen, dass Assimilationen in den Wortfugen seltener sind als in anderen Schweizer Mundarten (23). Für romanisches *a* erscheint öfter *ä* (30). *Aetti* ist durch *fatter* verdrängt (32). *aenni* aus *anhin* gewährt einen Beleg für Eintreten des Umlauts noch in später Zeit (vgl. meine Gesch. d. dtsh. Spr. 4 147). Die Diphthonge *ie* und *ue* werden im Auslaut zweisilbig, wenn die Silbe einen Sprechtakt füllt (78). In den Endungen sind die alten Kürzen und die alten Längen noch heute geschieden (91). Höchst beachtenswert ist das genaue Seitenstück zur westgermanischen Konsonantendeckung: „Inlautende Geräuschlenis wird vor *l*, *m*, *n*, *w* und *j* fortisieret und zugleich geminiert“ (138). Die *a*- und *i*-Stämme sind im Plural noch scharf geschieden (145). Die Endungen der schwachen Flexion bereiten bei Subst. und Adj. der Erklärung Schwierigkeiten, ebenso wie in Visperterminen (s. Litbl. 1910, 232). Es dürfte sich empfehlen, die Erscheinungen der schwachen Flexion in den Schweizer Mundarten einmal zusammenfassend zu behandeln. Im Paradigma von *sagen* erscheinen auch Mischungen mit *jehen* (182). *epper* hat geschlossenes, *aeppis* offenes *e* (169).

Die Vorstellung, dass in *destæ* (*desto*) das geschlossene *e* der Stammsilbe auf Rechnung des *st* komme, scheint unausrottbar zu sein; es liegt aber doch zweifellos Umlaut durch *iu* in *destiu* vor. Ist

boriss Knirps wirklich romanisch? (38); es erinnert mich an das gleichbedeutende *borzer* meiner Heimat Karlsruhe.

Giessen.

O. Behaghel.

Oskar Kern, Johann Rist als weltlicher Lyriker. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, hrsg. von Ernst Elster, Nr. 15.) Marburg, N. G. Elwert. 1919. 213 S. 8°.

In den Untersuchungen und Ausgaben von Rists Werken wurde bis jetzt vorwiegend des geistlichen Liederdichters und Dramatikers gedacht. Rists Leben wurde am ausführlichsten beschrieben von K. Goedeke und Edm. Götze in der Sammlung „Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts“, Bd. 15 (1885). Man wird deshalb für eine eingehendere Würdigung des weltlichen Lyrikers dankbar sein. Kern hat sich mit viel Liebe und Gewissenhaftigkeit dieser Aufgabe unterzogen. Freilich sehr reich konnte die Ernte nicht ausfallen, das war vorauszu sehen.

Kern unterscheidet zwei Perioden in Rists weltlicher Lyrik, die durch das Erscheinen seiner „Himmlichen Lieder“ (1641/42) geschieden werden. Durch sie drang sein Name in weitere Kreise, besonders auch in die vornehmen Stände. Geringschätzig und gleichgültig blickte Rist nun auf die hinter ihm liegende Epoche und auf die weltliche Dichtung überhaupt. Was er jetzt noch an weltlicher Lyrik schreibt, sind fast nur Gelegenheitsgedichte, während aus der ersten Periode immerhin Sammlungen wie die *Musa Teutonica*, der *Capitan Spavento*, eine Reihe allertollster Aufschneiderien eines spanischen Eisensesslers, und der „*Poetische Lust-Garte*“ zu nennen sind. In der gründlichen Prüfung dieser Sammlungen, an die aus der ersten Epoche noch das „Lob-, Trawr- und Klaggedicht“, der „Kriegs- und Friedenspiegel“ und „Galattee“ und „Florabella“ anzufügen wären, beruht der Wert dieser Untersuchung. Besondere Erwähnung verdient noch das dritte Kapitel, in dem das Bild „Rist als Mensch“ durch die Heranziehung der weltlichen Lyrik nicht gerade in schmeichelhafter Weise vervollständigt wird. Nicht nur, dass seine Lyrik ohne individuelles Gepräge bleibt, dem Menschen Rist hätte etwas mehr Bescheidenheit und Offenheit besser gestanden. Man kann wirklich Bedenken haben, ob ein solcher Mensch und Verseschmaler eine so ausführliche Untersuchung, einen solchen Aufwand an Zeit und Kosten verdient hat. Für die Kunst bedeutet sie keinen, für die Wissenschaft einen recht geringen Gewinn trotz aller aner kennenswerten Bemühungen des Verfassers.

Darmstadt.

Albert Streuber.

Alb. Köster, Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms. Berichte über die Verhandlungen der Sächs. Gesellsch. der Wissensch. Phil.-hist. Klasse. Bd. 70. 1918. Heft 3. 73 S. 8°.

Theodor Storms sämtliche Werke in acht Bänden hrsg. von Alb. Köster. Leipzig, Insel-Verlag. 1920.

Der erste Band der schönen neuen Storm-Ausgabe bringt eine Einleitung von der Hand des Herausgebers, die Gedichte und eine Anzahl Novellen, Bd. 2—7 Novellen, Bd. 8 die Bruchstücke einer eigenen Lebensgeschichte, Aufsätze, Anzeigen und Vorreden, darunter

auch jene zurückgezogene aus dem Jahre 1881, in der er gegen angebliche Aeusserungen von Ebers über die Novelle zu Felde zieht, ohne dessen Schrift überhaupt gelesen zu haben; schliesslich 170 Seiten Anmerkungen zu sämtlichen acht Bänden.

Wohl kaum ist je die Ausgabe eines Schriftstellers der Neuzeit mit so umfassender Gründlichkeit und eindringendem Scharfsinn durchgeführt worden wie die vorliegende, die das ganze Rüstzeug der philologischen Methode in ihren Dienst gestellt hat und hoffentlich allen Nachfolgern die Arbeit erschweren wird. Aber selten auch war die Aufgabe so schwierig: zum Teil deshalb, weil Storms Werke vielfach den Verlag gewechselt haben, zum Teil und insbesondere deshalb, weil Storm unablässig an seinen Arbeiten gefeilt hat, in den Korrekturbogen, in den späteren Drucken; so kann es unter Umständen zweifelhaft sein, was als die endgültige Meinung anzusehen sei, ob etwa ein Späteres den Willen des Dichters darstelle oder fremder Nachlässigkeit, fremdem Eingriff sein Dasein verdanke. Köster hat seine Aufgabe mit dem feinsten Abwägen, mit nimmer ermüdender Besonnenheit glücklich durchgeführt und an unzähligen Stellen den Text gereinigt, verbessert. Zum Teil sind es Kleinigkeiten, um die es sich handelt, wie die Frage, ob trennbare Verbalkomposita in der Schreibung zusammengefasst werden oder nicht. Zum Teil sind es Dinge, die wie Kleinigkeit aussehen, es aber nicht sind, wie der Kampf des Dichters gegen *Dativ-e* oder *Imperativ-e* oder die vollen Formen *anderen*, *unseren*, die der pedantische Setzer eingeführt hat, die aber unter Umständen dem rhythmischen Empfinden des Dichters widersprechen. Höchst lehrreich ist eine Stelle im „Schloss“ (II, 109), wo die Herstellung zweier Ausrufezeichen statt der immer weitergeführten Fragezeichen des Gartenlaubensetzers einen Sinn von ganz anderer Färbung und erst das richtige Verständnis schafft. Im „Etatsrat“ (VI, 44) wird durch die Einführung des von Storm gewollten *Rumboides* für *Rhomboides* ein witziges Wortspiel hergestellt, das zu seinem Verständnis freilich nicht, wie Köster meint, besonderer Belesenheit bedarf — die Herkunft des Wortes aus dem Lustspiel der Gottschedin ist für die Erfassung des Witzes ganz gleichgültig —, bei dem aber nun die mathematische Beziehung des Uebernamens ganz verdunkelt ist. Köster hat die Novellen nach der Entstehungszeit geordnet, was erst das richtige Bild von der Entwicklung des Dichters gewährt: „Liest man diese Werke (die in Heiligenstadt entstandenen Novellen) in der Reihenfolge ihres Entstehens, so spürt man deutlich, wie es heller in des Dichters Seele wurde“, heisst es in der Einl. S. 35.

Die Sammlung seiner Gedichte hatte Storm in ziemlich willkürlicher Ordnung ausgehen lassen. Köster hat es gewagt, an deren Stelle eine Anordnung nach künstlerischen Gesichtspunkten zu setzen, eingedenk des Vorbildes von C. F. Meyer. Aber das ist doch recht bedenklich. Für diejenigen, die Kösters Einleitung nicht genau lesen — und das sind gewiss viele von den Lesern der Ausgabe —, wird damit dem Dichter eine Leistung beigelegt, deren Verdienst ihm nicht zukommt.

In der Einleitung selber bleibt Köster von jeder Uebertreibung frei. Mit vollkommener Sachlichkeit geht er auch an den Schwächen und Engen des Dichters nicht vorüber. Ich unterstreiche das, was gegen die

starke Ueberschätzung von „Immensee“ gesagt wird. Wiederholt hebt Köster das Musikalische in Storms Wesen und Sprechen hervor. Wohl hat sich Storm bei seinen Aenderungen vielfältig von musikalischem Empfinden leiten lassen. Aber zu entscheidender Herrschaft kommt es doch nicht durchweg; auch in den letzten Fassungen bleibt noch immer die starke Ueberfüllung der unbetonten Satzteile. Darauf hat Köster zum Teil selber hingewiesen. Denn seine „Prolegomena“ gehen über den Zweck von solchen zum Teil erheblich hinaus: sie geben wichtige Beiträge zur Geschichte von Storms Stil, auf Grund der Varianten zu den Novellen, die K. in die Ausgabe nicht hat aufnehmen können, während bei den Gedichten die Anmerkungen das Werden der verschiedenen Fassungen und Lesungen vollständig überschauen lassen. In der Einleitung und in den Anmerkungen eingeschaltete Briefstellen geben vielfach anziehende Kunde von der Arbeitsweise des Dichters, wie die Anfrage bei Speckter über Technisches des Modellierens (VIII, 257). Lehrreich ist auch, was in den Bemerkungen des Herausgebers zur Geschichte der Textänderungen keine Rolle spielt: sie scheinen kaum der Herbeiführung des stilistischen Wechsels zu gelten, der namentlich in den älteren Novellen vielfach beinahe bewusst gemieden wird.

Die Proleg. 57 und 58 besprochenen Aenderungen beurteile ich zum Teil anders als Köster. Die „rotblühende Himbeere“ wird St. schwerlich aus stilistischen, sondern aus botanischen Gründen in die „rote Himbeere“ geändert haben; „das Totenbild des Gekreuzigten“ ist schon grammatisch anstössig, und „von dem bläulichen Duft des Morgens umgeben“ konnte bei dem Dichter ebenso Bedenken erwecken wie bei uns Schillers berühmtes „von dem Dom umzingelt“.

Ob wohl viele Leser Kösters „seeltagend“ (I, 6) verstehen werden?

Giessen.

O. Behagel.

Halldór Hermannsson, Modern Icelandic (Islandica Vol. XII). New York, Cornell University Library Ithaca. 1919. 8°. 66 S. Pr. 1 Dollar.

In diesem Heft gibt der verdiente Herausgeber der Islandica nicht etwa eine Laut- und Formenlehre, wie der Titel leicht vermuten liesse, sondern zeichnet die Hauptentwicklungslinien des Neuisländischen, dessen Beginn man mit der Uebersetzung des Neuen Testaments durch Oddur Gottskálksson im Jahre 1540 zu datieren pflegt. Einzelne Werke wie die erste isländische Grammatik des Rúnólfur Jónsson (1651) oder die bahnbrechenden Arbeiten von Rask werden ausführlicher gewürdigt und ihr Inhalt kurz und übersichtlich referiert. Der grösste Teil des Buches jedoch ist dem wichtigsten und zweifellos auch interessantesten Problem des Neuisländischen gewidmet, dem Kampf gegen die Fremdwörter: Seit 1380 mit Dänemark durch Personalunion verbunden, hatte das Dänische im Lauf der Jahrhunderte einen immer stärkeren Einfluss auf das Isländische gewonnen, der sich namentlich in der Sprache der Gesetze und der amtlichen Erlasse bemerkbar machte. Die höchsten Beamtenstellen wurden mit Dänen und Norwegern besetzt, die meist isländisch weder schreiben noch lesen konnten, der Handel lag seit 1602 ausschliesslich in dänischen Händen, und dazu setzte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Kampf des